

SIMPLICISSIMUS

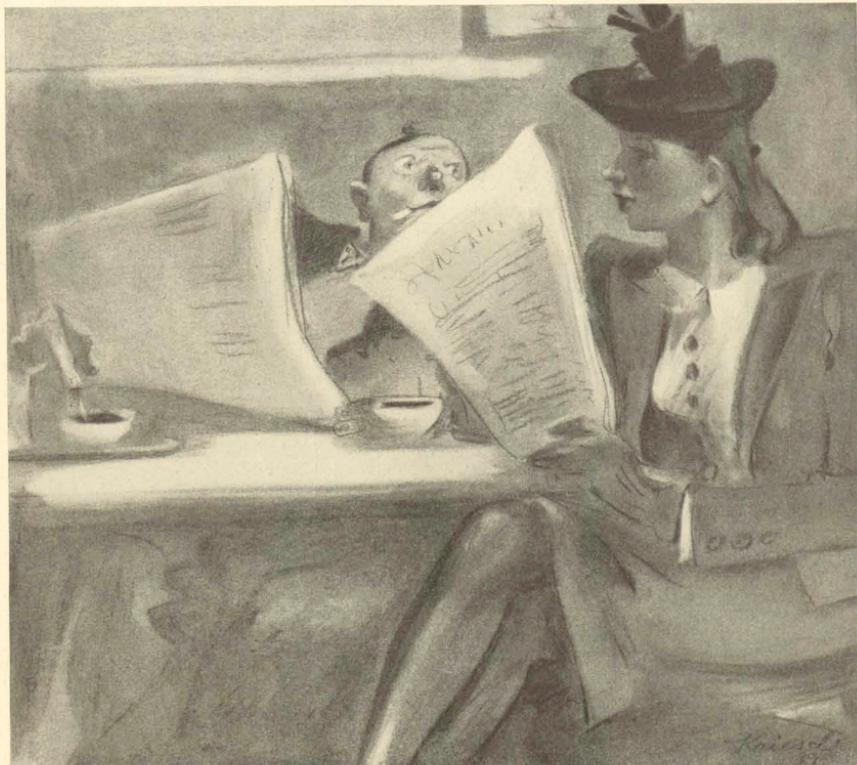
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Englands Selbsteinkreisung

(Karl Arnold)



„Gefahr von unten und oben — eine Situation, aus der man sich schwer herauslügen kann!“



„Hör mal, Eduard, da steht als Heiratsanzeige ‚Stiermann sucht Löwenfrau!‘
 „Na, der Tierpark wird sich freuen, wenn die Mischung gelingt!“

VIELE GRÜSSE

VON WALTER FOITZICK

Wenn man sich verabschiedet, jemandem die Hand drückt, seine Verbeugung macht, dann, ja dann muß eigentlich immer noch etwas gesagt werden, was den Abschied umgibt, wie Reiserand das Huhn, umfließt, wie Soße den Braten. Was sagt man da? „Schönen Gruß zu Hause“, „Grüßen Sie Ihre Tante“, „Empfehlen Sie mich der Frau Gemahlin“, Aufträge über Aufträge. Es gibt Leute, die können einem nicht ihre Patschhand beim Abschied reichen, ohne irgendeinem Menschen auf der Welt Grüße zu bestellen. Es sind die Schwerarbeiter der Höflichkeit, die Gewohnheitsgrüßer, denen die Grüße nur so aus dem Munde tropfen. Diesen Gruß der ganzen Welt! Ah, welche Höflichkeit und wieviel gute Sitten! Und was tut der andere? Gar nichts tut der andere. Er schluckts runter und gibts nie wieder von sich, all dieses Grüßchen an Tante Anna und Onkel Eduard, an Lieschen und die Empfehlung an den Herrn Direktor. Zum einen Ohr gehts hin

und zum andern wieder hinaus, ohne drinnen irgend welche Störung zu verursachen.

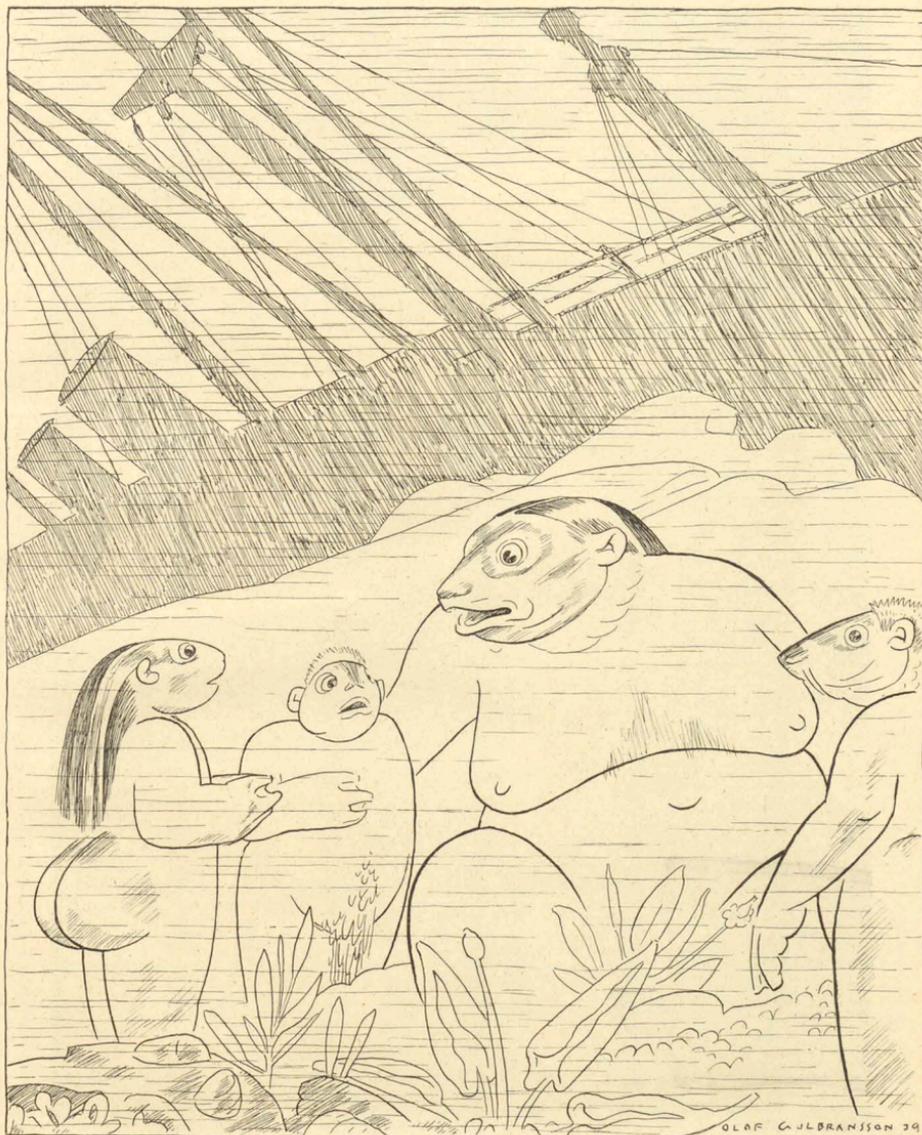
Aber wenn mans recht bedenkt, sind diese Grüße auch wieder ganz praktisch, im Falle man zu Hause gefragt wird: „Na, was hat denn Dr. Wirzinger gesagt?“ Sie haben längst vergessen, was Dr. Wirzinger gesagt hat, aber was kann er schon gesagt haben, irgend etwas über die Verdunkelung oder ob England... und ob Frankreich... was man halt so spricht, wenn man gerade eine Tasse von dem guten und so überaus bekömmlichen Malzkaffee unter dem Herzen hat. Ja und wenn einem nicht alles täuscht, hat er natürlich auch Grüße aufgetragen. Es können herzliche Grüße sein oder schöne oder ergebene, je nach Wahl, Nichtpassendes ist zu durchstreichen. Sehen Sie, wie gut das ist, wenn Sie die obige Frage mit den Worten beantworten können: „Er hat dich grüßen lassen“. Was kann es schaden, wenn er nicht hat grüßen lassen und man läßt ihn doch Grüße bestellen. Auf einen höflichen Menschen mehr oder weniger wirts auch nicht ankommen. Es gibt auch Sammelgrüße, Wurfsendungen in Grüßen. Sagt da einer: „Wenn Sie nach Weißbamm kommen, grüßen Sie alle recht schön von mir.“

Alle? Dieser bequeme Mensch hat sich nicht einmal überlegt, wen man grüßen soll und wen man nicht grüßen soll. Einfach alle! Ich kann mir ausuchen, wer „alle“ sind. Ich sage euch, solche Grüße kommen nie ans Ziel. Die Überbringer der Grüße müßten denn ältere Damen sein, deren Hauptbeschäftigung es ist, herzliche Grüße von Haus zu Haus zu tragen und deren Berichte über Vorgefallenes im befreundeten Lager meistens damit beginnen, daß sie sagen: „Zuerst lassen alle einmal herzlich grüßen“. Hören Sie, schon wieder „alle“. Hier werden nicht nur alle grüßt, sie grüßen sogar alle. Seit umschlungen Millionen!

Ältere Tanten flechten geradezu ein dichtes Netz von Grüßen über das Land, und wenn man ihren Bestellungen glauben könnte, gäbe es überhaupt keine herzlichen Abteilungen innerhalb der Bekanntschaft und Verwandtschaft. Ich habe jetzt Grüßtage bei mir eingeführt. Ich sage einfach: „In dieser Woche hat Müller dreizehnmal herzlich grüßen lassen, Pfister sechsmal ergebent und Eder und Pfleger elfmal nur so. An Empfehlungen fielen an: sechs.“ Ich glaube damit allen Wünschen gerecht geworden zu sein.

Auf dem Meeresgrund

(O. Gulbransson)



„So, meine lieben Kinderchen, jetzt will ich euch das alte englische Märchen von der Athenia erzählen ...“

Anprobe

(K. Helligstaedt)



„Finden Sie nicht, daß ich schrecklich dick geworden bin, Frau Präsel? Ich habe überhaupt keine Taille mehr!“ — „Dafür haben Sie sonst noch recht hübsche Sachen, gnädige Frau!“

DER FLECK AUF DEM TEPPICH

VON KÄTE BIEL

Obleich das Schicksal sie in den Rollen Zimmerherr und Vermieterin zusammengeführt hatte, blieb Frau Tübbels natürlich das, was sie war: eine Dame, und wenn sie die Hemden ihres Untermieters wusch, so trocknete sie diese weit entfernt von ihren Büstenhäften. Auch auf der Wäscheleine hing das blanke Schwert der Zucht zwischen ihm.

Hunold Reichwin sah gut aus, aber er blickte so schüchtern, als sei er als langjähriger Insasse eines Kaminchenstalles zur Welt gekommen. Er nahm mit prüfender Vorsicht von Bett, Sessel, Waschbecken und Schreibtisch Besitz, und hüte sich, etwas das gleiche auch nur dem Anschein nach von Frau Marianne zu tun, der vergangenen Jahre eine Ehescheidung und — wie sie Hunold vertrauensvoll erzählte — eine grundsätzliche Verachtung für Männer gebracht hätten.

Als einzige Spuren seines Wirkens in ihrem Heim hatte der als schuldig geschiedene Bankbeamte ihr zwei kleine blonde Jungen und ein Bild hinterlassen, ein großes Aquarell, über das Hunold beträchtlich staunte.

Das Sujet — eine in anscheinend galvanisierter Metallleiter verpackte Eile und ein magerer brauner Faun — schien ihm als Dildruck irgendwie vertraut.

„Nein!“ sagte Frau Tübbels unbefangen. „Dies ist richtig gemalt. Mein geschiedener Mann hat es nur nach einem Oldruck kopiert!“ Sie hatte einen zierlichen Körper und eine so kompakte laute Stimme, daß sie Hunold etwas auf die Nerven fiel. Im übrigen aber besaß er natürlich seine eigenen Interessen, und mit diesen konnte es möglicherweise zusammenhängen, als eines Tages eine junge Dame kam, sich im Zimmer umblickte, und dann nach dem Stapel frischgewaschener Taschentücher griff, der auf dem Tisch lag, und ihn Hunold an den Kopf warf, so daß die unschuldigen weißen Wimper wie abgeschüttelte Engelsflügel an dem Erschreckten herabsanken.

Einige Tage später kam eine andere, und dann wieder die Taschentuchpartie, und dann kam zeitweilig sie beide, und nachdem sie einander bei diesem Anlaß einmal begegnet waren, hörte ihr Erscheinen schlagartig auf. Frau Tübbels, prall mit Vitalität gefüllt, sagte nichts zu diesen Vorgängen. Hunold befand sich nun zu neu unter ihren Vermieterinnen an, als daß sie es gewagt hätte, auf ihn ihre Herrschaft auszuüben.

Damit begann sie erst einen Monat später. „Herr Reichwin! — Da ist ein Fleck!“ sagte sie streng und deutete auf den hellgrau belegten Boden.

Hunold, der die ihm angeborene Energie wie ein Geheimnis hütete, lächelte gequält. „Ach!“, sagte er dann erleichtert, „der war doch schon, als ich einzog!“

Im Laufe der folgenden Unterhaltung blieb die Sachlage ungeklärt, weil Hunold es ablehnte, Schuldgefühle um Dinge zu haben, die ihn nichts schädigten.

Frau Tübbels lächelte steinern und schwieg. Desto nachdrücklicher aber sprachen sich Peter und sein Brüderchen aus. Sie kamen, blondlockige Stückchen Sonnenschein, herein. „Wir wollen den Fleck sehen!“ sagten sie begehrlieh.

Und nachdem die arglosen Kinderseelen sich an dem Anblick der dunklen Stelle gelabt hatten, entschieden sie, leuchtend vor Gerechtigkeit: „Du wieder wegkamen!“

Hunold erschrak. Sollte die Mutter die Münden der Unschuld zu Sprachrohren ihrer Meinung benutzt haben? Immerhin: er ging in sich und kaufte ein Fleckwasser.

Nah hinter seinen Augen blühte der Teppich nun wie eine Landschaft auf. Hunold wurde innerlich unsicher, als er noch andere Flecke entdeckte, die der blaßgraue Bodenbelag in sein ebennmäßiges Muster aufgeschluckt hatte. Diese vielleicht doch er selbst...? — Eine halbe Olsardine, vom Teilerand gekostet, ein Tropfen Haarwasser, etwas zerkrümelter Keks? —

Hunold wurde jetzt sehr hässlich. Alle bösen Sichte und Lüste fielen von ihm ab. In der trau-

lichen Stille seines Zimmers kniete er vertraut auf dem Teppich, ein Liedchen vor sich hinstummend und mit Fleckwasser hantierend.

Im übrigen hatte er mit den Kindern des Bankbeamten Freundschaft geschlossen. Drei Männer, mögen sie auch verschiedenen Alters sein, können sich ja immer miteinander verständigen, wenn sie auf dem Boden sitzen und mit einer elektrischen Eisenbahn spielen.

„Sie sind so solide geworden!“ sagte Frau Marianne in etwas mühsam scherzendem Tonfall. „Zuerst dachte ich...“, und sie brach ab. Sie dachte natürlich an die beiden Damen, und Hunold wußte das und lächelte abweisend. Er fürchtete sich vor Frau Tübbels, denn sie hatte ihm erzählt, sie sei ein edelkenndes und feinfühler Mensch, und es entsetzte ihn, daß jemand in solcher Unkenntnis über den eigenen Charakter vor sich hinleben konnte.

Während Hunold im stillen Frau Marianne als etwas neidisch, etwas klatschüchtig und etwas kleinlich zergliederte, hatte diese in selbiger Augenlosigkeit Gedanken darüber, daß für die Kinder doch wenigstens ein so einfaches unmöglich sei, mit einem so weichen, nachgiebigen und sanften Mann nicht glücklich zu werden... Obgleich Hunold Frau Tübbels keineswegs als edelkennd anerkannte, führte er dennoch ein ausgeglichenes Leben, das durch die Anwesenheit der beiden Sonnenscheinle weitgehend verharmlust war. Dort, wo kleine Kinder sind, vollziehen sich manche Dinge mit unschuldiger Natürlichkeit, und es gibt zwanglose Diskussionen bezüglich dieser und jener Vorgänge, über die Erwachsene grundsätzlich schweigen.

Als der Teppich belinahre zur Gänze gereinigt war, machte Hunold die Entdeckung, daß sich in seinem Zimmer etwas Spukhaftes zutrug. Jener erste, inzwischen längst beseitigte Fleck im Schatten der Couch begann unvermittelt wieder Farbe zu bekommen. Er tauchte auf wie eine Insel aus südlichen Gewässern.

Natürlich wurde er sofort beseitigt. Am nächsten Abend war er wieder da.

Das Spiel zwischen Hunold und dem Fleck ging tagelang weiter. Der Fleck kam, wurde entfernt und war nach schicklicher Frist abermals vorhanden. Manchmal überrieselte es Hunold, als er rang mit dem Fleck wie ein mittelalterlicher Mensch mit dem Dämon in seiner Brust gerungen haben mochte, aber der Fleck war stärker als er.

Herbstwanderung

Von Dr. Omlglaf

Die Kleider sind zerschiffen,
genagelt sind die Schultern,
Die himmlischen Kuffen
geht auf und wieder zu.

Geht auf — und blaue Buchten
spalten den Nebelschacht,
Geht zu — und Wolven wuchern
und regnen Tag und Nacht.

Wir lassen uns nicht graulen,
Wir setzen Schritt vor Schritt
und schimpfen nicht und maufen
und nehmen jeden mit.

Es muß nur in ihm brennen
ein Peter, klarer Schein.
Und schweigen muß er können
und gut zu Fuß sein.

Hunold überlegte alle bösen Taten seines Lebens, die eine Warnung aus dem Zwischendimensionalen gerechtfertigt hätten. Er fand nicht genügend. In einem Anfall von Verzweiflung beschloß er zur gründlichen Auflösung des Spuks Salzsäure zu verwenden. Aber die Auswirkungen des dadurch hervorgerufenen Lochs waren wohl nur ergebnislos zu kompensieren, wenn man sich entschloß, Frau Marianne vorbehaltlos als edelkennd anzuerkennen... Und das wollte Hunold nicht gern.

Eines Abends kehrte er etwas früher als üblich in sein Heim zurück. Und da lösten sich alle Rüstel... —

In seinem Zimmer lag Frau Tübbels auf den Knien, einen feuchtduftigen Lappen in der Hand, und zwang den Fleck zu prunkvollem Wiederaufstehen —

„Herr Reichwin!“ Marianne stieß einen zitternden, leise quiekenden Seufzer aus und stürzte schamüberwältigt hinaus.

Hunold betrachtete nachdenklich den düsternen Lappen. Er begriff, daß Frau Tübbels ihm, nachdem die vorhandenen Teppichflecke immer mehr zusammengekommen waren, mit einer neuen Arbeit an ihr Heim zu fesseln getrachtet hatte, damit er der Möglichkeit beraubt werde, abends auszugehen und andere Damen kennen und vielleicht lieben zu lernen... —

Hunold trat an den Spiegel und zog die Krawatte zurecht. Dann ging er, ein glattgebürsteter, repräsentabler Rachegebot, nach nebenan, wo Frau Tübbels erwartungsgemäß weinend auf dem Sofa saß. Über ihr hing in satten Farben die Kopie nach dem Oldruck, und Hunold fiel in diesem Augenblick beläufig auf, daß Frau Tübbels ähnlich rosigkante Arme hatte wie die dürrig verhäulte Nymphe, deren leuchtende Fleischgefäße der Faun bekommen betrachtete, vielleicht in der Überlegung, ob es angebracht sei, nun Einschlägiges zu tun.

Marianne schluchzte. Auf ihre rotbraunen Locken fiel das Licht. Ihre Beine waren hübsch und ihre zarten Schultern geüben. Hunold kam näher.

Pötzlich bebte er sich in jenem biologisch bedingten Zustand, der ihn denken ließ, daß Marianne Tübbels ja doch ein edelkenndes und feinfühler Mensch war! — Wie hatte er sich bisher nur so täuschen können... —

Und so nahm er denn der Weinenden die Hände von den Augen.

„Die restlichen Flecke, Marianne, die machst du selbst weg!“ befahl er sanft, und die grünen Sessel hier müssen einen neuen Bezug haben, und die rote Diwandecke soll weg, und dem Kleinen müssen die Haare geschitten werden. Und dann, was ich dir schon lange sagen wollte: du darfst nicht so schreiben, wenn du mit den Kindern sprichst, und Peter soll nicht den ganzen Tag Bonbons essen — deshalb hat er nämlich mittags keinen Appetit! — Und zur Hochzeit laden wir nur ganz wenn Leute ein. Was, Marianne?“

„Ja!“ sagte Frau Tübbels, gelühdert warm und dennoch sehr verwirrt.

Es war nicht nur das Glücksglüh oder das schlechte Gewissen wegen der Fleckenerzeugung, das sie beben ließ, es war auch eine Erkenntnis. Sie sah nicht nur strahlend, sondern gleichzeitig unbeschreiblich verwundet aus, verstört beinahe, so etwa wie ein junges unerfahrenes Huhn, das, und dann, ein lebenswürdiges, eßbares Korn gefunden zu haben, leicht und widersprüchlich überzuschlucken, entdecken muß, daß das Korn, überschüssig verzaubert gewesen, plötzlich märchenhaft seinen Umfang ausdehnt, um nun seinerseits das Huhn zu schlucken... —

Hunold Reichwin kam immer noch etwas näher. „So ist das mit dem Glücksglüh, Marianne...“

sagte er gültig und fühlte sich mit Recht in der Position des weltaus Stärkeren.

„Ach, Hunold...“, sagte Marianne.

Und dann war es ruhig.

Nur der Mond schien glühend durch das Fenster und beleuchtete die Knieleistung des Bankbeamten. Der Faun, ewig zum Augenblick vorher verurteilt, hockte still auf seinem Platz, und tat nichts; Hunold Reichwin aber war in Bewegung.

Hexen tanzen um den Mond

(Fr. Bilek)



DIE ZWILLINGSSCHWESTER

VON EDMUND BICKEL

Begrüßt mich meine Milchfrau in ihrem nach Molkerelerzeugnissen aller Art duftenden Laden, dann kann ich überhaupt nicht vergessen, was ich zu kaufen habe. An Frau Emerentia Zitzelsberger hätte unter anderem auch der Kunstmaler Peter Paul Rubens seine helle Freude gehabt. Sie ist eine ebenso eindeutige wie wirksame Werbung für den gestelgerten Trinkmilchabsatz. Leicht mag sie es nicht haben, vermute ich, wo man doch schon hört, daß sogar Säuglingen manchmal die Milch am Magen liegt. Bei Frau Zitzelsberger ist das aber ständig der Fall. Ich schätze sie unter Milchhändlern auf je zehn Liter ohne Überschank. Aber seelisch ist sie dafür genau umgekehrt gebaut, eine sehnhende Romantikerin, eine Sylphe. Weder geistig noch körperlich würde man ihr da auch nur einen Tropfen Milch zutrauen. Wer es nicht oder nicht mehr genau wissen sollte: Sylphe ist ein auch für Jugendliche freies Wort, und bedeutet so viel wie weiblicher Luftgeist, was aber mit Akrobatik am hohen Reck oder Trapez nichts zu tun hat. Um ihren Bedarf an handelsüblicher Romantik zu decken, liest Frau Zitzelsberger Romane. Solche gibt es für jeden Geschmack. Es ist allerdings Geschmackssache, bei manchen von Geschmack zu sprechen. Jedenfalls hat meine Milchfrau auf diesem Gebiet keinerlei Versorgungsschwierigkeiten. Offenbar gibt es doch allerlei Verfasser, die ihr zusagen, da sie sozusagen literarische Milchgeschäfte betreiben. Sie erfreuen sich der Annehmlichkeit, daß bei ihnen kein bestimmter Wassergehalt vorgeschrieben ist, so daß manche mit einem beachtlichen Gefälle arbeiten. „Sie, dees is wieder ein scheener Romanh, den wo i da grad lies“, erzählte sie mir neulich, „wissens grad a so als wie im Leben! Die Zwillingsschwester hoabt er Mei“, so vui g'woant hab' i schon. Wissens, i hab' nämli früher aa amoi a Zwillingsschwester g'habt. Mari hat's g'hoaft. O

mein'. Mit fuchzehn Jahr is vo dahoem furt und pfeilgrad nach Amerika ausg'wandert, unser Mari. Wie runtergrissen ham mir zwoa uns ähnlich g'sehn, is vielleicht besser g'wesen, daß furt is. Und wissens scho, wias is. So schön staad hamma nix mehr von ihr g'hört. Mir ham ihr ja aa nia net g'antwort, wenns g'schrieben hat. Aber wie i dees g'lesen hab', wie sich die Zwillingsschwester aus der Fremde plötzlich ihrer Zwillingsschwester in der alten Helmat zu erkennen gibt, da is ma unser Mari do wieda eing'falln. Vielleicht hats an Millionär kriegt, an schwerreich'n, und die zwoa ham koane Kinder net, und eines Tages, wenn ma grad nix denk, na kimmt a Mordstrumm Erbschaft daher. A Bekannte von unserer Hausmoasterein ihn zwoaht Mo, die wo von a altn Zigeinerin im Boarischen Woid s'Kartslchnag g'lernd hot, die hot ma scho vor Jahm g'sagt, „Frau Zitzelsberger“, hats g'sagt, „Sie werd'n no amoi an mi denka, wenn's nimma an mi denka, sie erlebn eine Überraschung über an greena Weg, daß schaugn wem. Aber da is no di harte Wart dazwischen. Dees ko no lang oshen, aber dees kimmt“, hats g'sagt, „so g'wiß als wie mir zwoa da belanand sand“. Wer woab, was no bassiert?!“ schloß sie ihre Betrachtung. Woraf Frau Zitzelsberger ihren Roman, ich meine zwei Kaisersemeln ergriff.

Als Schriftsteller muß man immer wieder unter Menschen gehen, selbst wenn man sie in den bedenklischen Räumlichkeiten einer nur mangelhaft erleuchteten Bar aufsucht.

Zehrend sinnliche Geigenklänge, Rauch aus Zigaretten in der Preislage von mindestens fünf Pfennigen, leises Gläserklirren, ein Kellner, der offensichtlich schon in besseren Lokalen tätig war. Da drüben in der Nische sitzt ein Paar. Sie rauchen und trinken Whisky. Die Frau ist meine Milchfrau. Nein, es kann auch ihre Zwillingsschwester sein, die Mari, der sie nicht geantwortet haben, die den Millionär geheiratet hat, und die keine Kinder bekam. Der Mann sieht wie ein Millionär aus, wie er im Roman steht, graue Schläfen, scharfe Züge. „Wie sonderbar“, sinne ich bei meinem

EINE RADFAHRT NACH WESTEN

VON BASTIAN MULLER

Als es dunkel wurde, fuhren Ditmar und Urban über die Grenze Luxemburg—Frankreich. Die Räder surren monoton über eine neuasphaltierte Straße. Der Himmel ist schwarz. Unsichtbare Wolken bedecken den Mond und die Sterne. Über einem Hügel lodern hohe Flammen, höher als ein Haus müßen sie sein. Der Himmel färbt sich zu einer roten Glut. Kein Laut ist hörbar. Gradeaus ragen Christusbeulüne schwarz und starr; im glänzenden Frühlingsstaub huscht ein Widerschein der Flammen.

„Das werden Hochöfen sein, vielleicht liegt dort Longuyon“, sagt Ditmar. Aber unheimlich ist es doch. Es sieht aus wie Krieg, wie ein brennendes Dorf, alles ist tot, nur eine Eule krächzt.

Und die Nacht ist kalt, die Ardennen sind hoch. Die rote Glut ist lange hinter ihnen versunken, die Straße windet sich die Berge hinauf und hinter. Die Beine treten mechanisch, im Schädel drückt es dumpf, der Nacken schmerzt.

Es ist seltsam, diese Straße sind die Väter hinausgezogen, damals. Es muß ein Lärm gewesen sein, das Trommeln der Stiefelschellen einer marschierenden Kompanie. Ob sie gesungen haben? Jetzt ist die Straße so leer.

Ditmar und Urban fahren durch ein schlafendes Dorf. Kein Lichtschein, kein Hund sichtbar, auf dem nächtlichen Kirchplatz steht ein Wegweiser mit der Aufschrift: Verdun 58 km.

„Da kommen wir bis zum Morgen hin“, sagt Urban. Die Beine treten stärker, es geht eine Steigung hinan. Auf der kahlen Höhe steht ein dunkles Gebäude, dicht an der Straße. Je näher sie kommen, um so größer wird es. Es ist kein Haus, es sind hohe Erdwälle und Bretterzäune. Aus dem Innern dröhnt das Knattern einer Bohrmaschine.

Auf der Straße taucht eine Gestalt in das Licht der Scheinwerfer. Uniformknöpfe blinken und matt glänzen ein Stahlhelm, ein aufgepflanztes Seitengewehr. Ein Wachtposten.

Sie fahren langsamer. Befremdet dieses nächtliche Treiben, das Militär. Ein großes Schild überspannt die Straße, zwei Soldaten bewachen es. Die beiden wollen einen Augenblick absteigen, um zu sehen, was hier los ist, aber die Wachtposten sagen: „Allézi! Allézi!“

Und da sehen sie, daß zu unterst auf dem Schild in deutscher Sprache steht: Anhalten und fotografieren verboten! „Daß sich so ein Festungsbau nicht verheimlichen läßt“, meint Urban, als sie die auf der Straße auf und ab gehenden Wachtposten passiert haben.

Nun senkt sich die Straße, windet sich in Serpentin. Die Scheinwerfer beleuchten dicke Stämme, genau in der Fahrtrichtung. Die beiden sind froh, den unheimlichen Berg hinuntersausen zu können. Sie gewöhnen sich schnell an die Abfahrt, der Wind pfeift um die Ohren, die Bremsen sind locker, die Fahrt wird rasender, immer eine Kurve nach der anderen.

Ditmar fährt voraus. Urban hört wie die Räder vor ihm im Sand rutschen. Er sieht Ditmar quer vor sich. Scharfe Kurvel Bremsen! Sonst saust er ihm ins Rad. Der Rücktritt quetscht — es kracht und etwas fliegt klirrend über die Straße, Urbans Bein stößt ins Leere. Fahrer und Rad schwanken über die ganze Straßenbreite, der Fuß tastet nach dem Pedal — abgebrochen. Bremsen geht nicht und Absteigen ist bei dieser Geschwindigkeit unmöglich. Er muß an Ditmar vorbei, sonst, wenn der noch einmal so plötzlich bremsst... Urban stellt ein Bein auf das Vorderrad, aber

so bremsen geht auch nicht, er hat keine Gewalt über das Rad, erst jetzt merkt er, daß keine Handbremse am Rad ist, jetzt, wo er sie brauchte. — Er muß das Rad laufen lassen. — Wenn nur der Dynamo nicht durchbrennt, er singt so... Wenn das Gefälle vermindert sich. Die Straße wird gerade. Da stehen zwei Gestalten mitten auf dem Fahrdamm, schwenken ein Licht. Kurze Umhänge flattern wie Flügel. Urban saust zwischen ihnen durch. Eine Pfeife schillt hinter ihm.

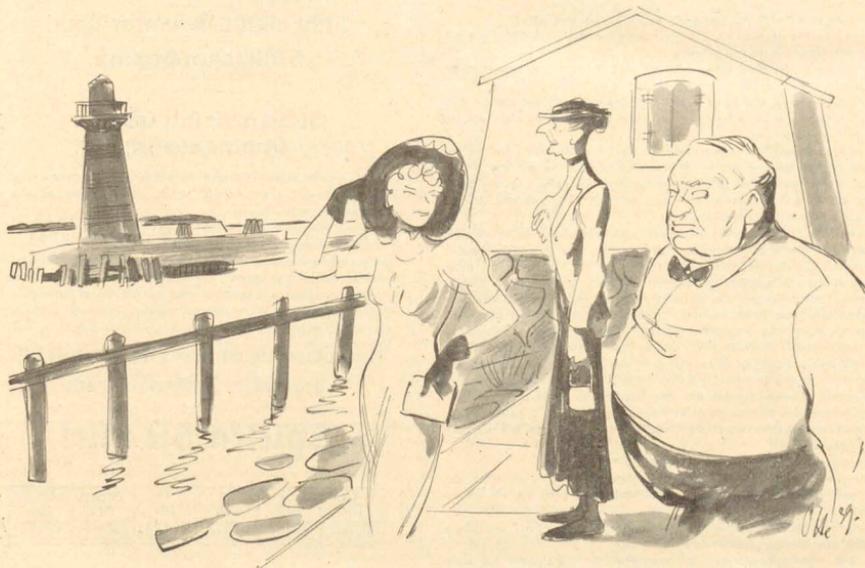
„Augenblick“ keucht Urban. Er fährt in einen Fußweg, der steil ansteigt, so kommt das Rad endlich zum stehen. Mit zitternden Knien führt er es zurück zu den Gestalten auf der Straße. Es sind Polizeibeamte. Sie leuchten sein Rad ab, mustern ihn mit angewöhlichen Blicken, dann verlangen sie den „Passeport“. Weiter kommen sie nicht.

Wieder huscht ein Lichtschein über die Straße, die Polizisten schwenken ihre Lampe. Das Licht kommt zögernd näher, Jemand springt vom Rad, Schritte kommen; es ist Ditmar. Er schaut an der Polizei vorbei, sucht etwas, sieht Urban an einen Baum gelehrt stehen. „Marschi Da bist du ja! — Ich dachte, dich hätten sie schon mit gebrochenem Genick aus dem Straßengraben gezogen. — Was will die Polizei?“ — „Unsere Pässe sehen.“

„Sind wir denn hier an der Grenze?“ fragt Ditmar erstaunt. „Es ist sicher wegen des Festungsbau es auf dem Berg. Sie suchen Spione“, meint Urban. Einer der Beamten fragt: „Was wollen hier?“ „Nach Verdun zu den Gräbern“, sagt Urban. — „Aa... compri... der Vater... im Kriege...“ sagt der Beamte. „Ja, die Väter, beide.“ „Gut, können weiterfahren.“ „Danke“, brummt Urban. „Fahren ist gut gesagt.“

Der Held

(O. Herrmann)



„Grüßen Sie mich ruhig, Direktoren, Ihre Frau schaut da vorn nach dem Leuchtturm!“
„Ja, aber wie ich sie kenne, hört sie dabei nach hinten!“

Englisches Kriegstheater

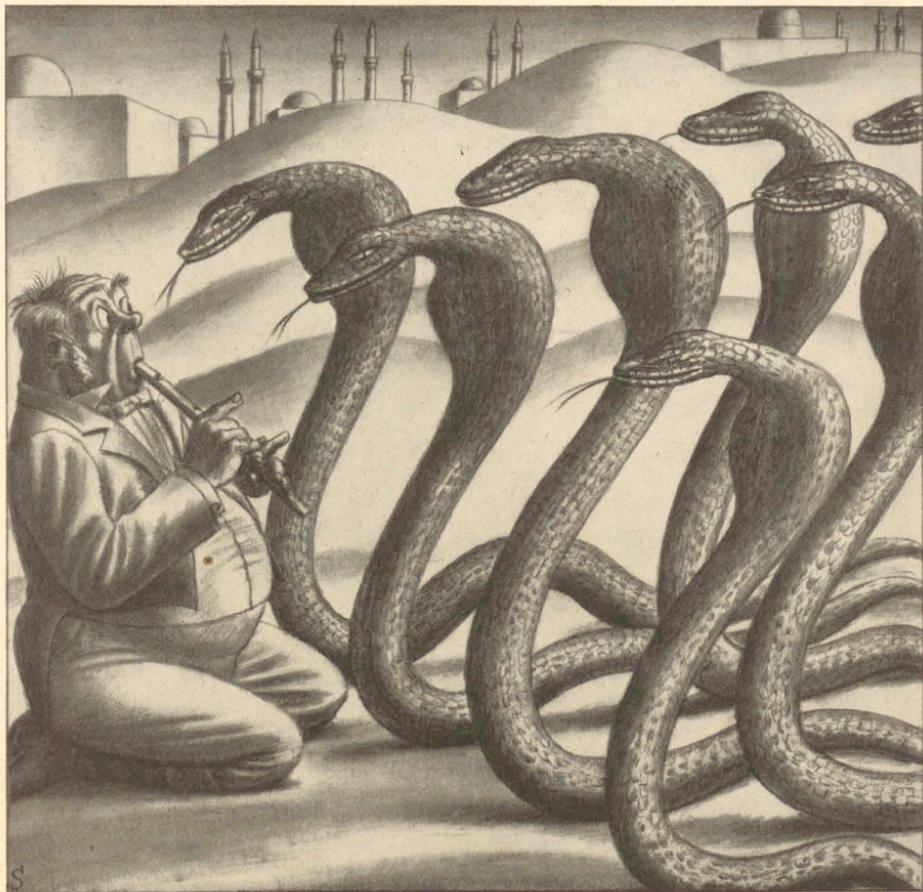
(E. Thöny)



„Lauter schreien, Churchill, sonst sagt der alte Chamberlain womöglich noch was falsches!“

Der britische Schlangenbeschwörer

(Erich Schilling)



„Wird er sie meistern die gefährlichen Fragezeichen: aus Indien, Arabien, Afghanistan, Ägypten usw.“

Wo bekomme ich nur ein neues Pedal her, mitten in der Nacht?“ Sie führen ihre Räder an der Hand und wandern bis zum nächsten Dorf. Drei Uhr hämmert die Glocke vom Kirchturm. Bis zum Morgen ist es noch lang.

Gleich hinter den letzten Häusern steigt die Straße wieder an. Sie müssen etwas ruhen, lehnen die Räder an einen Baum und setzen sich auf einen Schotterhaufen. Die roten Funken der letzten deutschen Zigarette glühen in die Nacht. Die Waden und Schenkel schmerzen, wie schön wäre es, wenn sie schlafen könnten.

Urban brütet vor sich hin. — Da sitzen wir. Um uns ist Frankreich. Bis Verdun sind es vielleicht noch zwei Stunden Fahrt. Wir werden die Gräber sehen. Ditmar sagt ja, er wüßte noch wie sein

Vater aussah: er hatte einen schwarzen Schnurrbart... und lachte immer... und rauchte Zigaretten... Aber Ditmar war auch schon vier Jahre alt, als er den Vater zuletzt sah. Ich war zwei, ich weiß wirklich nicht, wie er aussah... Die Fotografe zu Hause auf dem Vertikow sieht so fremd aus... Schottersteinchen rieseln, Ditmar ist umgefallen. Er rollt vom Haufen, bleibt liegen. Urban muß lachen: so müde sind wir! Am besten lege ich mich auch hin, aber so, daß ich nicht hinunterrolle.

Regentropfen fallen aus dem schmutzigen Himmel, es muß Morgen sein; aber ein Regenmorgen. Ditmar wird wach, reibt sich die Augen, sieht Urban im Graben liegen: „Du steh auf, es regnet.“ Verstört fährt Urban auf: „Was ist? Es regnet!“

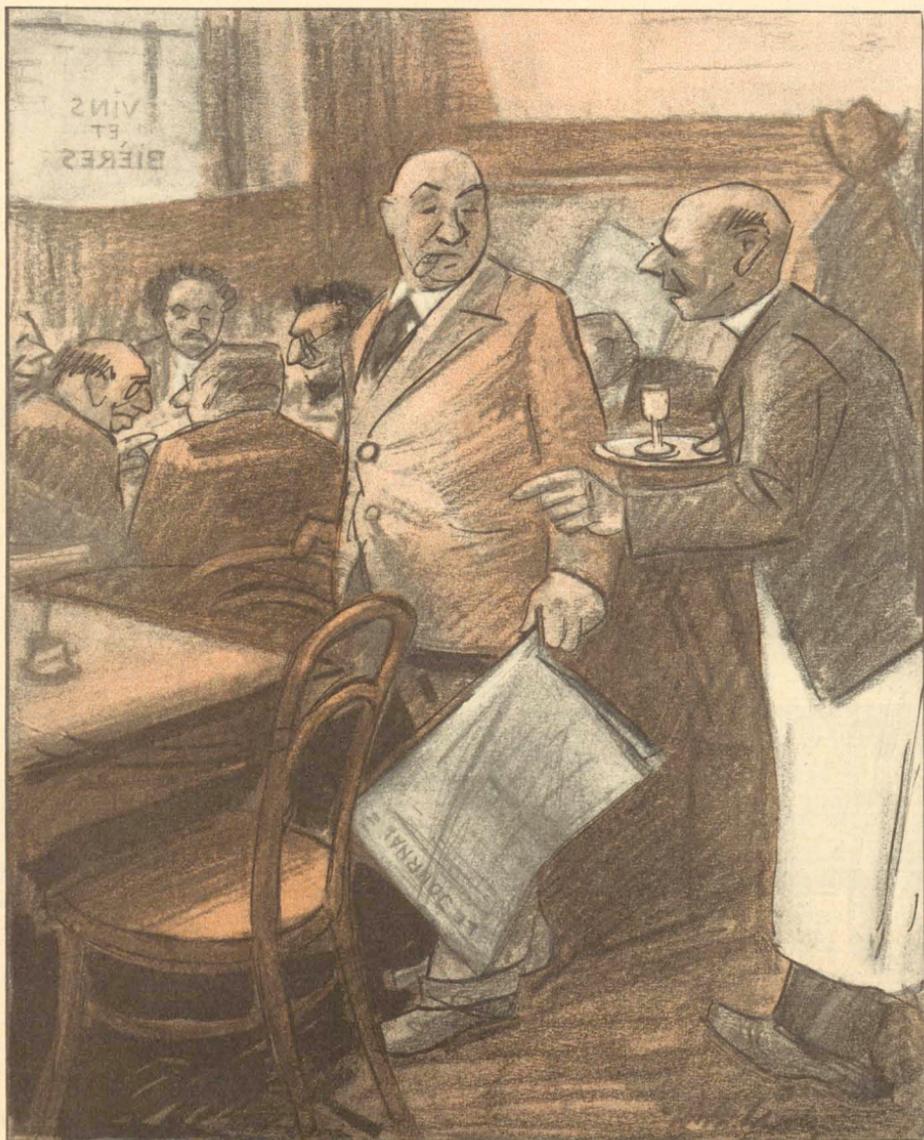
Sie nehmen die Räder und wandern weiter. Die Tropfen reihen sich zu Fäden, langsam werden die Schultern naß.

So kommen sie erst gegen 10 Uhr nach Verdun. Sie sind todmüde. In einer kleinen Wirtschaft trinken sie heißen Kaffee und essen von ihrem trocken gewordenen Brot. Und dann gehen sie zum Friedhof. Er liegt weit draußen vor dem Ort. Autobusse fahren vorüber, vollgepackt mit Menschen, die eine Rundfahrt machen.

Sie treten durch die Pforte und stehen vor den ersten Gräbern, lesen fremde Namen. Mit einem Schauer gewahren sie, daß die dünnen Querbalken der Kreuze von beiden Seiten beschrieben sind. Unübersehbar wird die Zahl der Toten. — Und, warum sind die Kreuze schwarz? — Ist

Im Café de Paris

(Wilhelm Schulz)



„Pardon, Monsieur, der Tisch ist für die neuen Emigranten aus Polen reserviert!“